

Soziologie in kriegerischen Zeiten

Woher kommt und wohin führt die Entwertung qualitativer Sozialforschung und theoretischer Pluralität? Eine Spurensuche als Kommentar

Jörg Strübing

Nina Baur und Hubert Knoblauch beklagen in ihrem Beitrag in der SOZIOLOGIE, dass »in dem schon lange schwelenden Streit zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung [...] die beiden ›Lager‹ die Differenzen zwischen den vermeintlich so unterschiedlichen Methodologien deutlich überziehen« (Baur, Knoblauch 2018: 439) und dass »in diesem öffentlich inszenierten Methodenstreit von beiden Seiten methodologische, theoretische und wissenschaftsphilosophische Entwicklungen (mindestens) der letzten hundert Jahre vereinfacht oder übergangen werden« (ebd.: 440). Nicht nur weil Baur und Knoblauch meinen kritischen Beitrag zur sogenannten »Krise der Replikation« (Strübing 2018) als exemplarisch für einen der beiden Pole¹ dieser Debatte heranziehen, erlaube ich mir hier ein paar kritische Bemerkungen zu ihren Thesen, vor allem aber zu den historischen Wurzeln der aktuellen Debatte um die Soziologie.

Dem sei vorausgeschickt, dass durchaus Zweifel daran angebracht sind, ob die von Baur und Knoblauch getroffene Textauswahl angemessen ist, um ihren Fall darzustellen. Denn wie zuvor schon Auspurg und Brüderl und dann auch deren Institutskollege Nassehi (2018) haben auch Baur und Knoblauch das Anliegen meines Textes grob missverstanden und sich allein auf eine Nebenbemerkung zum Verhältnis von Replikation und qualitativ-interpretativer Forschung bezogen. Tatsächlich schlug mein Beitrag keineswegs vor, zukünftig auf Replikationen zu verzichten, sondern einen Schritt zurückzutreten und zu bedenken, ob die vielfach beklagte Replikationskrise

1 Für den anderen Pol beziehen sie sich auf einen Leserbrief, den Katrin Auspurg und Josef Brüderl (2018) zu diesem Text publiziert haben.

(vor allem in der medizinischen und psychologischen Forschung) vielleicht am besten als ein Symptom für problematische Veränderungen in unserem gesamten Wissenschaftssystem zu verstehen ist. Und schon gar nicht behauptete der Beitrag, dass »Replikationen an sich »schlecht« (Auspurg, Brüderl 2018: 332) oder Ausdruck eines neo-liberalen Ökonomisierungsregimes seien (Nassehi 2018: 295), noch dass qualitative Sozialforschung einheitlich als »postmodern« zu verstehen sei (Baur, Knoblauch 2018: 441). Die Art und Weise, wie die genannten Autoren das Kind punktueller idealtypischer Zusätzungen mit dem Bade allgemeiner methodologisch-theoretischer Positionen ausschütten, erscheint mitunter ein wenig besorgniserregend – gerade im Hinblick auf die viel gerühmte hermeneutische Kompetenz empirisch arbeitender Soziolog*innen.

Bipolare Darstellungen komplexer Sachverhalte sind fast notwendig defizitär, aber sie enthalten eben oft auch ein Körnchen Wahrheit. Es ist selbstverständlich richtig, dass eine lagermäßige Unterscheidung von: hier qualitative, interpretative oder rekonstruktive Forschung und dort quantitative bzw. standardisierte Forschung einer differenzierten, methodologisch und wissenschaftstheoretisch fundierten Argumentation nicht standhalten kann. Sie wird dafür aber auch typischerweise gar nicht in Anschlag gebracht. Die dichotome Kategorisierung dient historisch vielmehr als Ausdruck für eine grobe Unterscheidung von Forschungspraktiken, die sich über die Zeit in unterschiedliche Richtungen bewegt und dabei zunehmend eigene methodologische Begründungs- und Legitimationsmuster entwickelt haben. Und bei aller Binnendifferenzierung einerseits quantifizierender, standardisierender und modellbildender sowie andererseits qualitativer, interpretativer und rekonstruktiver Ansätze gibt es zwischen ihnen jeweils eine Familienähnlichkeit im Wittgensteinschen Sinne. So sprechen Hollstein und Ullrich für die qualitativen Verfahren von einem gemeinsamen »konstitutiven Kern« (Hollstein, Ullrich 2003), den diese Ansätze miteinander teilen und der sie zugleich von der methodologischen Perspektive standardisiert vorgehender, mit vorwiegend quantitativen Daten operierender Forschung unterscheidet. Insofern ist Quali/Quanti als orientierende Leitdifferenz zu verstehen, der durchaus ein – wenn auch begrenzter – heuristischer Wert zukommt. Für eine gründliche methodologische Diskussion der Entwicklung in der empirischen Sozialforschung wird man allerdings einfache Dualismen vermeiden und differenzierter und auf verschiedenen Ebenen nach Gemeinsamkeiten, Unterschieden, ggf. Alleinstellungsmerkmalen suchen müssen (dazu gibt es

allerdings bereits umfangreiche Literatur und zahlreiche wissenschaftliche Debatten).²

So orientierend nun der Quali/Quanti-Dualismus für professionspolitische Debatten sein kann, so falsch wäre es, den aktuellen Konflikt als darauf beschränkt zu verstehen. Denn hier zeigt sich eine mit hegemonialem Anspruch auftretende kritische Distanzierung einer bestimmten Linie standardisierter Sozialforschung vom großen Rest der Soziologie »in Tateinheit« mit einer Engführung der sozialtheoretischen Rahmung dieser Forschung. Sie gerät so in Konflikt mit der für die Soziologie – gegenstandsmotiviert und historisch nachweisbar – konstitutiven Multiparadigmatik theoretischer *und* methodischer Zugänge. Dazu ist in den letzten Monaten bereits viel geschrieben worden (unter anderem Pries 2018; Scheffer, Schmidt in diesem Heft; Hirschauer 2018), hier aber geht es um etwas Anderes.

Denn die Emotionen der gegenwärtigen Debatte lassen sich kaum dadurch erklären, dass komplizierte methodologische Detailfragen erörtert würden. Vielmehr scheint die Emotionalität unter anderem darin begründet zu sein, dass in dieser Debatte ein systematisches Entwertungsnarrativ gegenüber qualitativen Methoden sowie interaktionistischen und konstruktivistischen Theorieperspektiven zur Aufführung gebracht wird. Es macht einen großen Unterschied, ob informiert anlassbezogene wissenschaftliche Debatten geführt werden, in denen die wissenschaftlichen Kontrahent*innen einander wechselseitig als respektierte und kompetente Fachwissenschaftler*innen adressieren oder ob pauschalisierend einseitig einem konstruierten Gegenüber Kompetenz und Sprechfähigkeit für das Fach bestritten werden.

Ein solches Entwertungsnarrativ gegenüber bestimmten Theorien, insbesondere aber gegenüber den mit ihnen verbundenen qualitativ-interpretativen Methoden begleitet die meisten Forscher*innen meiner Generation in einem gewissen konjunkturellen auf und ab bereits ihr ganzes wissenschaftliches Leben. Es stellt sich also die Frage: War das tatsächlich schon immer so? Und vor allem ist zu fragen, woher dieses Narrativ stammt und was es ursprünglich motiviert hat.

² Zuletzt zum Beispiel über die Frage des methodologischen Verhältnisses von »qualitativer« zu »interpretativer« Forschung (Flick 2016; Hitzler 2016; Mey 2016; Strübing 2017).

Geschichte eines Narrativs

Ein Blick in die Debattengeschichte der Soziologie ist daher lehrreich, um den Unterschied zwischen Debatten zu verstehen, die auf einer Anerkennung der Dignität der Argumente und Personen basierten, und jenen, in denen die Sachdebatte unter der Verweigerung dieser Anerkennung leidet. Für wissenschaftliche Debatten ist es nicht unüblich, dass sie mitunter auch polemische Zuspitzungen erfahren. So war es auch, um nur ein Beispiel zu nennen, beim philosophisch und sozialtheoretisch auf hohem Niveau geführten Positivismus-Streit in der Soziologie (Adorno, Dahrendorf, Habermas 1972). Das berührte aber nicht die reziproke Anerkennung der Dignität der Argumente und Personen. Ein anderes, historisch noch weiter zurückliegendes Beispiel für wissenschaftliche Diskurskultur in Methodendebatten ist die Auseinandersetzung der sich erst etablierenden amerikanischen Soziologie mit der damals bahnbrechenden Studie »The Polish Peasant in Europe and America« (Thomas, Znaniecki 1927). Die dort verwendeten subjektiven Daten und die daran entwickelten biographischen Methoden samt der theoretischen Rahmung der Studie lösten intensive Fachdebatten aus. Der *Social Sciences Research Council* veranstaltete eigens eine Tagung zur kritischen Diskussion der Methoden und Befunde dieser Studie (Blumer 1939). Florian Znaniecki verarbeitete seine im Rahmen der Studie verfasste »Methodological Note« und die geäußerten Kritiken zu einer Weiterentwicklung seines Ansatzes, aber auch zu einer kritischen Distanzierung von der erst im Entstehen begriffenen standardisierten Sozialforschung und ihrem statistischen Verfahren (Znaniecki 1934). War diese Debatte abgesehen von rhetorischen Spitzen frei von negativen Affekten gegenüber anderen methodologischen Richtungen, so sollte sich dies wenige Jahre später dramatisch ändern.

Wie Anne Rawls in einer aktuellen Studie zeigen konnte, entstand in der amerikanischen Soziologie Mitte des letzten Jahrhunderts ein die qualitative Forschung stigmatisierendes Narrativ, das für eine sofortige Beschränkung soziologischer Forschung auf standardisiert-quantitative Sozialforschung als allein aner kennenswerte Vorgehensweise plädierte (Rawls 2018). Rawls hat ausgehend von acht *presidential adresses* der *American Sociological Association* (ASA) aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs (in ihrer Rechnung: von 1940 bis 1947) zeigen können, wie sich vor dem Hintergrund der existentiell-moralischen Aufladung durch die Kriegssituation in der amerikanischen Soziologie binnen kurzem ein neues Narrativ entfalten konnte. In diesem Narrativ wurde das zuvor von Koexistenz und wissenschaftlichem Wettstreit geprägte

Verhältnis von früher standardisierter Forschung und Statistik einerseits sowie qualitativer Sozialforschung andererseits in ein hegemoniales Verhältnis verkehrt, in dem mit moralischen Imperativen (in diesen schweren Zeiten) gefordert wurde, die Soziologie müsse nun als einheitliche Wissenschaft agieren, sich auf die wichtigen Themen konzentrieren und dürfe sich ausschließlich wissenschaftlicher Methoden bedienen – als die keine anderen als statistische betrachtet wurden. Qualitative Forschung wurde samt ihren Themensetzungen, aber auch samt ihren Theoriebezügen als trivial und als bedrohlich für die in den Augen ihrer Kritiker*innen angeschlagene Reputation des Faches gesehen, ihre Vertreter*innen mitunter gar als Verräter (»traitor«) an der nationalen Sache herabgewürdigt. Rawls zeigt, wie rapide sich dieses neue Narrativ entfalten konnte und wie es fast ansatzlos die bis dahin etablierte diskursive und (weitgehend) offene Fachkultur der Zwischenkriegsjahre hinwegfegen konnte.

Der Ausgangspunkt für die Entstehung eines derart veränderten Narrativs war Rawls zufolge die wachsende Befürchtung innerhalb der amerikanischen Soziologie, dass der Status des Faches als Wissenschaft beschädigt sei und man bei der Verteilung von Forschungsgeldern anderen Fächern gegenüber Nachteile erleiden würde (Rawls 2018: 531). Die Ansprachen der ASA-Präsidenten wiesen qualitativen Methoden und der Werteforschung (*value research*) die Schuld an einem angeblich schwindenden Respekt vor dem Fach zu, während Standardisierung von Theorien und Methoden als alternativloser Ausweg gepriesen wurden (ebd.: 532).³ Der Weltkrieg dient in der Argumentation als akuter Anlass für die Notwendigkeit, sich in der soziologischen Forschung auf das Notwendige zu konzentrieren. Dabei wurde dieser Anlass emotional überhöht, wie sich (nicht nur) an der Rede von Robert MacIver zeigen lässt. Er äußerte in seiner *presidential address* von 1940 in pathetischem Ton: »Our scholarship, our learning, our research, how do they look against the background of a time when small and great states crumble, when across the sea the skies are filled with death?« (zitiert nach Rawls 2018: 533). Doch Gefühle werden nicht nur mobilisiert, um die Konzentration auf das vorgeblich Wesentliche zu betonen, sie werden auch für die gezielte Abwertung qualitativer Methoden und der *social values*-Forschung instrumentalisiert. So schreibt Dwight Sanderson in seiner Rede von 1943:

3 Begriffe wie *social values* stehen in der damaligen Argumentation nicht etwa für Einstellungsforschung, sondern für soziologische Grundlagenforschung darüber, wie Sozialität, menschliches Zusammenleben und eben auch die Etablierung gemeinsam geteilter Werte prozessiert.

»[T]hese days of world tragedy [are] no time for sociologists to sit in their ivory towers« (zitiert nach Rawls 2018: 535) und Lundberg spricht 1944 gar von »Jews«, »charlatans«, und »soothsayers« (ebd.), deren metaphysisches Wissenschaftsverständnis die Soziologie daran hindere, zu der modernen und rationalen Wissenschaft zu werden, die die Welt für die Etablierung eines funktionierenden, dauerhaften Friedens dringend brauche.

In den Folgejahren verlor zwar der Anlass der emotionalen und moralischen Aufladung, der Weltkrieg, seine unmittelbar prägende Wirkung auf das Fach, doch es blieb die negative Konnotation qualitativer Sozialforschung und eine lange Phase der Dominanz standardisierter Methoden und strukturfunktionalistischer Theorien (der *conservative consent*), die erst ab Mitte der 1960er Jahre aufzubrechen begann. Um dieser ideologischen Marginalisierung zu entkommen, haben bedeutende Theorierichtungen in der Folge die ASA verlassen und sich in eigenen Fachgesellschaften organisiert.⁴ Die Relevanz der Befunde von Rawls ist auch deshalb nicht zu unterschätzen, weil, wie sie schreibt, in der Kriegszeit weltweit außer in den USA kaum noch Soziologie betrieben wurde und wegen Faschismus und Krieg viele europäische Soziologinnen und Soziologen an amerikanischen Universitäten Zuflucht gesucht hatten. Die spätere Rückkehr einiger dieser Soziolog*innen in ihre Herkunftsländer setzte, so Rawls, auch dort den Ton für manch innersoziologische Debatte.

Hier zeigt sich im Übrigen, dass – anders als von Baur und Knoblauch (2018: 440) dargestellt – die Debatte über unterschiedliche Paradigmen zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung international durchaus nicht erst in den 1980er Jahren anhub. Sie reicht vielmehr über 40 Jahre weiter zurück, und vor allen Dingen weist sie seit jener Zeit eine einseitig abwertende Tonalität in Richtung qualitativer Sozialforschung auf, die auch in der organisatorischen Struktur unseres Faches nicht ohne Folgen geblieben ist. Das zeigt sich nicht nur an einem ausgeprägten Missverhältnis bei der Besetzung von Methodenprofessuren im Fach (Hirschauer, Völkle 2017), sondern auch bei der an manchen Studienorten erschreckenden Theorieeinfallt.

4 Rawls erwähnt die *Society for the Study of Symbolic Interaction* und die *Society for the Study of Social Problems* (Rawls 2018: 544, Fn 11) – anders als im aktuellen Fall waren es damals die theoretisch und methodisch qualitativ-interpretativ orientierten Denkschulen, die sich neben der ASA neu institutionalisierten.

Aktuelle Parallelen

Wenn man den Gründungsaufwurf der Akademie für Soziologie betrachtet (Akademie für Soziologie in Gründung 2017), dann zeigen sich bemerkenswerte Parallelen zur amerikanischen Soziologie der frühen 1940er Jahren. In einer Reihe von Statements der Akademiegründer*innen hallt dieses Narrativ nach. Der Gründungsaufwurf beginnt mit einer zugespitzten Lagebeschreibung der deutschen Gesellschaft und der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen am Beginn des 21. Jahrhunderts und betont dabei besonders die akut drängenden und Besorgnis erregenden Phänomene von Flucht und Migration, der Veränderung mediatisierter Öffentlichkeiten und des Wiedererstarkens populistischer, nationalistischer und rechtsradikaler Bewegungen. Gleichzeitig wird das emphatische Bild einer Soziologie gezeichnet, die im Konzert mit ausgewählten anderen Fachwissenschaften und gesellschaftlichen Agenturen, gestützt auf gesicherte empirische Daten der Politik das erforderliche Wissen für die Bewältigung der kritischen Lage zu liefern beansprucht. Im Gründungsaufwurf heißt es unter anderem:

»Die Mitglieder der Akademie für Soziologie wollen in diesem Sinne dazu beitragen, ein genaueres und verlässlicheres Verständnis der Prozesse sozialen Wandels zu erlangen und theoretisch präzisiertes und überprüftes Erfahrungswissen zu gesellschaftlichen Vorgängen zu gewinnen. In einer Zeit, in der populistische Bewegungen und Vorstellungen einer nur »konstruierten« Wirklichkeit und »alternativer Fakten« an Boden gewinnen, ist es umso notwendiger, in der Tradition der wissenschaftlichen Aufklärung nach faktenbasierten, prüfbareren und dann auch praktisch verwertbaren Erkenntnissen zu streben.« (Akademie für Soziologie in Gründung 2017)

Als negativer Gegenhorizont dazu wird das Bild einer (vorgeblich in der DGS beheimateten) »traditionellen Soziologie« (Hinz 2017) entworfen, »in der [...] Buntheit soziologischer Ansätze als Stärke gefeiert« wird, was »aus der Perspektive einer Wissenschaft, die zu einem kumulativen Wissenschaftsfortschritt beitragen soll, ein verhängnisvoller Irrtum« sei (Hinz 2018). Ähnlich wie in den 1940er Jahren richtet sich das Bedrohungsnarrativ gegen den Pluralismus, der als wissenschaftliche und – in Anbetracht der Lage – als gesellschaftliche Gefahr gebrandmarkt wird. Um eines gleich klarzustellen: Es spricht da nicht *die* quantitative Sozialforschung, sondern ein bestimmtes, methodisch und theoretisch besonders festgelegtes Segment, das um den Begriff der analytischen Soziologie kreist. Die Sprecher*innen dieses Segments, also die Initiator*innen der Akademie, sprechen allerdings

pauschal abwertend über *die* traditionelle Soziologie und werfen ihr theoretische Beliebigkeit vor sowie mangelndes Interesse an systematischem, wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn unter Verwendung empirischer Forschungsmethoden.

Ganz ähnlich wie in der von Rawls analysierten Szene der amerikanischen Soziologie im zweiten Weltkrieg wird auch aus dem Akademie-Kontext heraus ein Gegenüber konstruiert, dem negative Eigenschaften attribuiert werden, ohne dass dies je substantiiert wird. Zusätzlich kommt es zu polemischen Überspitzungen mit weitreichenden Folgen für die Debatte: Die (in der DGS gepflegte) Pluralität theoretischer und methodischer Perspektiven ist ebenso wenig »Buntheit«, wie der Ruf nach einer offenen Gesellschaft »Multikulti« ist. Es ist eine Zuspitzung in diskreditierender Absicht. Auch die pauschale Zuschreibung einer konstruktivistischen Theorieorientierung, mit der man angeblich »auch heute noch behaupten (könnte), dass sich die Sonne um die Erde dreht« (Auspurg, Brüderl 2018: 332), bedient in absichtsvoll herabwürdigender Weise und in weitgehender Unkenntnis des Standes konstruktivistischer Theoriendebatten dieses Musters.

Diskussionen so zu führen, ist nicht nur fruchtlos, es zerstört vor allem den akademischen Grundkonsens rationaler Argumentation, auf dem weiterführende Debatten überhaupt erst stattfinden können. Insofern scheint der verdienstvolle Versuch von Baur und Knoblauch, die Debatte auf einen epistemologischen, wissenschaftstheoretischen oder methodologischen Kern zurückzuführen, leider wenig aussichtsreich: Wer argumentiert wie führende Vertreter*innen der Akademie, hat offenkundig nicht die Absicht, in eine differenzierte fachinhaltliche Diskussion einzutreten, sondern hält die Sache längst für im Sinne der eigenen Position entschieden.

Die Geschichte der Entwertung qualitativer, interpretativer Verfahren, aber auch einer Vielfalt theoretischer Positionen (nicht nur des sozialwissenschaftlichen Konstruktivismus) und ihrer Vertreter*innen ist auch in Deutschland lang. Es geht aber weniger darum, dies zu beklagen, als vielmehr darum, die Tonalität dieser Beiträge als ein Indiz dafür zu erkennen, dass es aktuell tatsächlich gar nicht mehr um eine wissenschaftliche, sondern um eine machtpolitische Dimension geht, die sich mit methodologischen Behauptungen nur verkleidet. Zu erkennen ist dies gut an den Aktivitäten, die den zitierten Äußerungen folgten, etwa die (erfolgreiche) Beantragung des Status einer wissenschaftlichen Fachgesellschaft durch die Akademie bei der DFG. Die Diskreditierung des größeren Teils der deutschen Soziologie

steht im Dienste der Durchsetzung von Partialinteressen einer nicht unwichtigen, aber überschaubaren Gruppe von Kolleg*innen, die ihre sehr begrenzte theoretische und methodologische Position nicht nur der kollegialen Fachkritik in den Foren der DGS entziehen will, sondern obendrein ihren Einflussbereich nicht durch endogenes Wachstum, sondern durch Verdrängung zu vergrößern sucht.

Anders als in der amerikanischen Soziologie der 1940er Jahre findet der aktuelle Affront im vollen Scheinwerferlicht der wissenschaftspolitischen Öffentlichkeit statt und droht deshalb auch viel nachhaltigeren Schaden für unser Fach anzurichten – und das in Zeiten, in denen es in der Tat wichtige gesellschaftsanalytische Aufgaben zu bewältigen gilt, für die letztlich vor allem die Soziologie mit der vollen Breite ihrer theoretischen und methodischen Kapazität in Betracht kommt.

Literatur

- Adorno, T.W., Dahrendorf, R., Habermas, J. (Hg.) 1972: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied, Berlin: Luchterhand.
- Akademie für Soziologie in Gründung 2017: Entwurf für ein Gründungsdokument. Stand 20. Mai 2017, o.O.
- Auspurg, K., Brüderl, J. 2018: Unerlässlich! Forschung & Lehre, 25. Jg., Heft 4, 332.
- Baur, N., Knoblauch, H. 2018: Die Interpretativität des Quantitativen – oder: Zur Konvergenz von qualitativer und quantitativer Sozialforschung. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 4, 439–461.
- Blumer, H. 1939: An Appraisal of Thomas and Znaniecki's »The Polish Peasant in Europe and America«. New York: Social Sciences Research Council.
- Flick, U. 2016: Von den Irritationen in die Peripherie? Anmerkungen zu Ronald Hitzlers Artikel »Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung«. Zeitschrift für qualitative Forschung, 17. Jg., Heft 1/2, 199–203.
- Hinz, T. 2017: Bundesweite Neugründung: »Akademie für Soziologie«. Prof. Dr. Thomas Hinz ist Gründungsvorsitzender der der neuen Plattform für empirisch-analytische Soziologie. Universität Konstanz, Pressemitteilung Nr. 82 vom 4. September 2017.
- Hinz, T. 2018: »Die Akademie wird sich an ihren eigenen Zielen messen lassen«. Interview mit dem Vorsitzenden der Akademie für Soziologie. Soziologie-Magazin. <https://soziologieblog.hypotheses.org/11144>, letzter Aufruf 30. Januar 2019.
- Hirschauer, S. 2018: Der Quexit. Das Mannemer Milieu im Abseits der Soziologie. Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 7. Jg., Heft 1, 153–167.

- Hirschauer, S., Völkle, L. 2017: Denn sie wissen nicht, was sie lehren. SOZIOLOGIE, 46. Jg., Heft 4, 417–428.
- Hitzler, R. 2016: Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung. Zeitschrift für qualitative Forschung, 17. Jg., Heft 1/2, 171–184.
- Hollstein, B., Ullrich, C.G. 2003: Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung. SOZIOLOGIE, 32. Jg., Heft 4, 29–43.
- Mey, G. 2016: Qualitative Forschung: Zu einem Über(be)griff und seinen (Ver-)Wendungen. Zeitschrift für qualitative Forschung, 17. Jg., Heft 1/2, 185–197.
- Nassehi, A. 2018: Über Beziehungen Elefanten und Dritte. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Pries, L. 2018: Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 4, 477–481.
- Rawls, A.W. 2018: The Wartime Narrative in US sociology, 1940–1947: Stigmatizing Qualitative Sociology in the Name of »Science«. European Journal of Social Theory, 21. Jg., Heft 4, 526–546.
- Scheffer, T., Schmidt, R. 2019: Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme. SOZIOLOGIE, 48. Jg., Heft 2, 153–173.
- Strübing, J. 2017: Theoretischer Konservatismus und hegemonialer Gestus. Über ungute professionspolitische Spaltungen. Kommentar zu Ronald Hitzlers »Zentrale Merkmale und periphere Irritationen ...«. Zeitschrift für Qualitative Forschung, 18. Jg., Heft 1, 91–99.
- Strübing, J. 2018: Problem, Lösung oder Symptom? Die Forderung nach Replizierbarkeit. Forschung & Lehre, 25. Jg., Heft 2, 102–105.
- Thomas, W.I., Znaniecki, F. 1927: The Polish Peasant in Europe and America. New York: Alfred A. Knopf.
- Znaniecki, F. 1934: The Method of Sociology. New York: Farrar & Rinehart.